

und sah ihrem Manne unsicher ins Gesicht. Die gute Frau hat sehr Recht, sagte Struhsner bedächtig, wenn sie dich für sehr vernünftig erklärt, um dieser einen Wadheit willen — er fährt sich etwas ernstlich in die Haare und spricht weiter —, welche ein Christkind, welche Mutter, welche Tochter, o welche engelische Züchtung, dich mit solch überfütterter Salonpflanze beladen zu wollen!

Gertrud sagte schüchtern die Hand ihres Gatten. „In dein liebes Haus, in deine beglückende Nähe, in unser Heim und unsern Frieden soll ich sie nehmen, damit sie dich alle Stunden hört und beschützt, damit sie, was uns lieb und heilig ist, behütet und verleiht!“

Arnold strahlte lachend hell auf. „Dieses Kind,“ sagte er gutmüthig, „das leibere mag ich wohl, das soll uns nicht verdrängen und nicht irre machen, ich thue, ich könnte den Weibchen an alle sonstige Störung ebenmäßig fortlassen.“ Er stand auf und schritt einige mal nachdenklich den Mittelweg des Gartens auf und ab, dann blieb er vor seiner Frau stehen und sah mit einem fast komisch wirkenden Bild der Verzweiflung auf sie nieder.

„Diese Mama Ottilie aus Hannover ist dieselbe, die dich mit deiner Mutter zwei Sommer hintereinander ins Bad schickte, um deine alte Mama dort von ihren Leiden befreien zu lassen?“ fragte er.

Gertrud nickte, Thränen flossen über ihr Gesicht. „Struhsner noch dich zu ihr nieder.“ „Du weinst, Kind?“ sagte er bestürzt.

„Was soll ich dir denn nur antworten?“ fragte Gertrud gebückt.

Arnold setzte sich zu ihr, er hob ihren gekenteten Kopf auf und sah ihr mit freundslichem Lächeln ins Gesicht. „Du schreibst natürlich, wir wären ersucht, als Genüthigungsmittel dienen zu können, du läßt das hässliche Balthouquet kommen und hängt ihr nur einen kleinen Spiegel in ihr Zimmer, sei überzeugt, sie bleibt nicht odlos fage, wenn nicht einmal sie selbst sich genügen bescheiden kann: laß das Weinen, Trudchen, sei froh, daß du eine Schuld der Dankbarkeit heimzahlen kannst.“

Gertrud umfaßte ihren Mann. „Du bist gut,“ flüsterte sie innig, „du bester Mann, welches Opfer bringst du mir, ich danke dir von Herzen!“

„Sie soll mich nicht hören und nicht verstimmen,“ sagte Struhsner, „ich will sie ertragen, es wird nicht lange dauern, siehe du zu, daß du mir dasselbe versprechen kannst.“ Er küßte seine Frau und beide gingen in das Haus zurück. (Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

Der gesammte Kohlenverbrauch der Erde ist jüngst von sachverständiger Seite einer möglichst sorgfältigen Schätzung unterzogen worden, die zu sehr interessanten Ergebnissen führte. Man kann annehmen, daß die heutigen Dampfmaschinen zusammen Dampf für zehn Millionen Pferdekräfte liefern und daß durchschnittlich die Hälfte der letzten Stunde für Stunde durch Kohlenfeuerung gewonnen wird. Ebenso entspricht es ziemlich genau den Thatfachen, daß im Mittel für Pferdekräfte und für die mindestens 2 kg Kohle erforderlich sind. Sodach beläuft sich der stündliche Kohlenverbrauch der sammtlichen Dampfmaschinen auf 240,000 Centner. Wahrscheinlich ist diese Zahl aber zu gering, denn nach anderen Annahmen wird die Leistung sammtlicher vorhandenen Dampfmaschinen auf 20 Millionen Pferdekräfte geschätzt. Was die Gasbeheizung anbelangt, so schätzt man den stündlichen Verbrauch auf 5 Millionen cbm Leuchtgas, was einen Kohlenverbrauch von mindestens 200,000 Centner in der Stunde erfordert. Schwieriger zu schätzen ist der Verbrauch zur Erzeugung von Kraft- und Heizgas, er kann auf 90,000 Ctr. in der Stunde veranschlagt werden. Eine sehr große Kohlenmenge erfordert die Gewinnung der Metalle aus ihren Erzen. Deutschland allein erzeugte im letzten Jahre täglich 180,000—240,000 Centner Eisen, und man kann die stündliche Gewinnung auf der ganzen Erde zu 100,000 Centner in der Stunde veranschlagen. Die gesammte übrige Metallausbeute ist etwas geringer, als die an Eisen, jedoch im ganzen ein stündlicher Verbrauch von 180,000 Centner Kohle anzunehmen ist. Die gemischten und Fabrikbetriebe erfordern nach einer Berechnung, speziellen Schätzung stündlich 100,000 Centner. Am schwertesten zu schätzen ist der häusliche Bedarf an Kohlen. Nach den Angaben eines Kohlen-Großhändlers vertheilt sich dessen Absatz zu drei Vierteln an Industrielle und zu einem Viertel an Privatleute. Nimmt man dieses Verhältniß als allgemein zutreffend an, so würde der häusliche Bedarf für stündlich 200,000 Centner gedeckt sein. Sodach beläuft sich der sammtliche Verbrauch der Menschheit an Kohle auf stündlich 1,100,000, also täglich auf 26 Millionen Centner. Diese Zahl ist aber eher zu klein als zu groß, denn die allein in England und Deutschland geförderte Kohlenmenge betrug sich im letzten Jahre auf täglich 12 Millionen Centner und die Kohlenförderung aller übrigen Länder kann auf

das 1 1/2fache dieser Menge veranschlagt werden. Im einzelnen wechselt der Verbrauch natürlich von Tag zu Tag erheblich, aber im allgemeinen nimmt er zu, und zwar im wachsenden Verhältnisse. Jeder neue transatlantische Dampfer, jedes neue große Panzerschiff vermehrt den Verbrauch um täglich Tausende von Centnern. Noch immer hält die Ausbeute Schritt mit dem zunehmenden Verbrauch, denn der Reichthum der Erdschichten an Kohle ist ungeheuer. Aber freilich ist er doch begrenzt. Für England wird die Erschöpfung in vielleicht kaum 200 Jahren eintreten, Deutschland hat noch Kohle für Jahrhunderte, Rußland, Nordamerika, China bergen ebenfalls unererschöpflich scheinende Steinkohlenvorkänge. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber werden Menschen noch vorhanden sein, wenn die Steinkohle so selten ist wie heute der Diamant.

Telegraphische Liebeswerbung. Aus Nütlich kam vor etwa zwei Monaten der dort amfällige, in Berlin geborene Waffenfabrikant K. in die Heimath mit der ausgesprochenen Absicht, sich hier eine Frau zu holen. Seine gesellschaftliche Stellung und seine Verhältnisse sind so gute, daß jede Mutter, die das Glück hat, eine oder mehrere hehratsfähige Töchter zu besitzen, ihm als vorzügliche Partie betrachten mußte, um so mehr, als der im Anfang der Dreißiger lebende Fabrikant von höchst gefälligem Aeußern und sehr angenehmem Wesen ist. So war es kein Wunder, daß er während seines Peripetens von vielen Familien Einladungen erhielt und allerorts das freundlichste Entgegenkommen fand. In mehr als einer Hause wartete man nur nach auf seine Erklärung, aber vergebens. War es die Qual der Wahl oder hatte er sich anders besonnen: kurzum — er reiste wieder ab, ohne seine Absicht verwirklicht zu haben. Manche junge Dame mochte sich auf die Hand des schmunden Freiers Hoffnung gemacht haben; unvoriger gegeben war ihm aber sicherlich keine als Fräulein Käthe A., die Tochter eines Vauunternehmers, in deren Elternhause der Fabrikant viel verkehrt hatte. Am Abend vor K. abgereist und am folgenden Vormittag traf bei Herrn A. aus Versehen eine Depesche folgenden Inhalts ein: „An Fräulein Käthe A. Ich bitte Sie um Ihre Hand. Soll ich kommen? Drahtantwort.“ Fräulein A. Die Drahtantwort ging bereits fünf Minuten später ab; sie enthielt außer der Adresse und Unterschrift nur das einzige Wort „Ja!“ Ob die Entfernung erst dem jungen Manne klar gemacht hat, welche die richtige sei, oder ob es ihm an Muth gefehlt hat, sich in Berlin zu erklären, das wird er seiner Käthe inzwischen wohl offenbart haben.

Rosen vom Friedhof gestohlen hatten drei junge Mädchen im Alter von 15—17 Jahren; sie hatten sich deshalb unlängst vor einem wienener Gerichtshof zu verantworten. Mehrwichtige Dinge förderte die Verhandlung anstage. Nicht ignobde Habicht, nicht Eitelkeit, nicht Liebe zu den Rosen war der Beweggrund zum Diebstahl gewesen. Diebstahl! Wie sie sich mehren gegen dieses häßliche Wort. „Ich bin keine Diebin!“ sagte die Ängstl. Fräulein Käthe. „Ja, habe noch nie getohlen!“ erklärte die siebzehnjährige Geleise, ihre Schwester; und: „Was liegt an ein paar Rosen?“ sagte die Dritte, Fräulein Ernestine Dager, „deswegen bin ich noch lange keine Diebin.“ Aber glaube wahr's, was dahinter steckte. Alle drei gaben nämlich übereinstimmend an, daß eine Kartenlegerin ihnen gerathen habe, des Nachts Rosen, die aus einem Friedhöfe stammten, sich aus Herz zu legen, das bringe unermeßliches Glück. Sie zeigten die Anweisung der Stibulle für dieses unermeßliche Glück vor — eine „Gebrauchsanweisung“ in Berlin mit folgendem Wortlaut:

Rosen vom Grab  
Nimm die dir ab.  
Dann leg sie bei Nacht  
Aufs Herz dir leicht,  
Sie bringen dir Glück  
Und Frieden zurück.  
Friedhofrosen bei Nacht  
Geben immer Glück gebracht.

Das hatten die drei jungen Mädchen aufs Wort befolgt. Hatten diese Mädchen schon so viel erlebt und erlitten, das es sie nothwendig hatten, „Glück und Frieden“ zurück zu erlangen? Sie gaben darüber keine Auskunft. Sie sagten nur, daß die ihnen aufs Herz gelegten Friedhofrosen nichts eingetragen haben. Nichts, gar nichts, nur eine Anlage wegen Diebstahls! . . . Das Wort „Stehlen“ vermindert der Richter, denn er erkannte in der Handlungsweise der Mädchen nicht den zum Theilbehalten des Diebstahls erforderlichen bösen Voratz und sprach sie vom Diebstahl frei. Weinend vor Schmerz und vor Freude verließen die jungen Mädchen den Gerichtssaal.

Ein bayrischer Festredner soll die Theilnehmer irgend eines Sängerkettes folgendermaßen begrüßt haben: Bürger von Bam, Am- und Münzberg, von Döhen-, Schwen- und Frankfurt, Augs-, Würz- und Regensburg, gemeine Bande — (taus!) umschlingen uns. (Bravo.)

[2]

Ein Ehrenwort.

Roman von E. Goldstein.

Trautmann sah Winzel am Arme des eifrig auf ihn eintretenden Landraths und hörte den letztern sagen: Winzel, Sie griffen die Probotation ohne Noth auf. Wer hört denn auf das Gerede der Leute! Dann hörte er weiter das erbitterte Urtheil der sich entfernenden Herren über den alten Truh, den man nicht länger im Klub dulden sollte, und stand unerschrocken in dem Schatten der Veranda, vergessens nach seinem theologischen Bekannten sich umblühend, und doch, trotz der peinlichen Erregung, neugierig, was Vater und Sohn, die jetzt allein in dem vereintamten Klublokal saßen, thun würden. Dennoch widerstrebe es ihm, den Zuschauer zu spielen; er setzte sich, aufgeregt und unruhig, schon nach Haus zu gehen, in einiger Entfernung auf eine Gartenbank, brannnte sich eine Cigarre an und beobachtete die Truhns, neugierig, wie die Sache verlaufen werde.

Was sie sagten, blieb ihm unverständlich, aber es schien ihm, daß der Lieutenant dem Alten Einwände machte. Drinnen in dem weit offenen Saal saß dieser, unter der großen Hängelampe.

„Dem habe ich heimgeleuchtet!“ sagte er triumphirend und doch mit der Miene eines Menschen, der fühlt, daß er zu weit gegangen, und der sich nun selbst recht geben will.

„Aber warum, Vater? Was liegt gegen Herrn Winzel vor?“ fragte der Sohn.

„Was vorliegt? Doch der Kerl sich aus einer Kunstrettertruppe in anständige Gesellschaft gestohlen! Ja, ja, ich mich nur nicht so unglücklich an, ich weiß vollkommen, was ich thue. Ulla hat das Faktum entdeckt; d. h. sie hat schwarz auf weiß, was man im Volk hier schon längst flüstert. Und der kommt zu uns, redet mir da ein Langes und Breites vor von seinen Verhältnissen, und daß er sich seine nach meinem Egehlid? Hat deiner Schwester schon lange den Hof gemacht, die merkte es aber nicht; für ihre zwanzig Jahre ist der natürlich ein alter Mann, aber darauf came es nicht an, wenn er mir nicht von Anfang an widerwärtig gewesen wäre, so daß ich ihn mit Freuden entlarve.“

„H!“ sagte sehr erklamt der Lieutenant zwischen des Vaters Reden hinein, fuhr dann aber erregt fort: „Du hast ihn natürlich abgewiesen? Aber um Gott, das war ja genug! Wogu da noch eine öffentliche Beschimpfung?“

„Ja sage es dir ja! Weil ich den Menschen längst hasse, wie Gift! Weil mich, seit ich ihn zuerst mit Augen sah, eine Wuth ankommt, sobald man ihm die Cour macht wie heute! Ich muß es ja wohl geahnt haben, daß er ein Abenteuerer war!“

„Aber, Vater, nur dann nicht heute diese Scene! Es war genug, ihn herauszuschiden.“

„Ja, — so weit hat er mich freilich nicht kommen lassen; als er merkte, wie kalt der Wind ihm entgegen wehte, da nahm er seinen Rückzug, ohne sich bloßzustellen.“

„Er wird dich fordern!“

„Ich schlage mich nicht mit einem Kunstretter!“

„Du kannst ihm nach meiner Ansicht Satisfaction nicht verweigern! Darist es nicht!“

„Do, meiner Zeit war der Zirkus nicht der Ort, wo wir uns Fremde oder Segner holten! Abgethan ist er — weiter nichts.“

„Der Fall liegt hier anders! Er ist Mitglied eures Kreises Vater.“

„Ja, ha ha ha! Sie haben sich alle dämpfen lassen, haben ihn flattirt von allen Seiten. Wie mich Ihre Blamage freut! Es wäre doch hübsch, nicht wahr, wenn deine Schwester in Winzels Hause die Nachfolgerin einer holländischen Dienstmagd würde?“

„Davon ist selbstverständlich nicht die Rede; aber ich meine, du darfst die Satisfaction nicht verweigern; überlege dir die Sache, Vater.“

„Unsin! Ich weiß selbst, was ich thue!“ erwiderte hinhg der Alte. „Mit den Zähnen könnt ich ihn zerreißen.“

Ueber das stolze, jugendliche Gesicht des Sohnes slog eine tiefe Blässe, und, als wenn er sich plötzlich verwandelt, so ganz anders wurde der Ausdruck desselben, tief traurig und müde. Er setzte sich schweigend neben den Alten, stützte den Kopf und wartete.

So blieben sie beide eine ganze Zeit unbeweglich; der charakteristische Gegensatz in Vater und Sohn trat stark hervor, aber sehr zu des letztern Gunsten.

Dann erhob sich plötzlich der Landrath wieder und mit ihm ein anderer Herr, den Trautmann vorher nicht gesehen hatte. Sie traten beide in das Klubzimmer und redeten mit dem Geheimrath.

Trautmann stand auf und ging; er begriff vollkommen, was da verhandelt wurde, und hörte eben, wie man Winzel's Pferde vor den Wagen spannte.

Die ihm selbst unbegreifliche warme Sympathie mit dem „tollen Winzel,“ der sich heute abend so gentlemanlike benommen hatte, ließ ihn wünschen, dem beliebigen Manne besichtigen zu können, wogu er als Fremder doch keine Lust hatte.

Mit der ganzen entkünstlichen Wärme seiner sechsundzwanzig Jahre und seines leidenschaftlichen Temperaments nahm er für ihn Partei.

In der vorberin parterre befindlichen Wirthschaftsloge stand Winzel allein an dem offenen Fenster, an welchem der Hof Trautmann's hart vorüber führte, wahrscheinlich auf die Rückkunft des Landraths und des andern Herrn wartend. Der Hängelampe, welche den Raum erleuchtete, den Mädchen zusehend, rauchte er wieder und, wenn Trautmann auch den Ausdruck seines Gesichtes nicht sehen konnte, so bemerkte er doch an der raschen Kopfbewegung, daß Winzel ihn erkannte.

Ohne sich zu bedenken, trat der Affessor zu ihm.

„Wollen Sie es nicht für unbeschwerden halten, Herr Winzel, wenn ich Ihnen meine Sympathie anspreche? Die eben erlebte Scene ist mir natürlich unverständlich geblieben, aber man folgt in solchem Falle wohl um so sicherer der eigenen Empfindung.“

„Ja, danke Ihnen von Herzen, Herr Affessor; wenn ich Ihnen erwidere, ich glaube ein zu warmherzigen Parteinahme nicht unwerth zu sein, so nehmen Sie es nicht für Anmaßung. Gegenüber boshaften, unberechtigten Angriffen ist das berechtigte Selbstgefühl die einzig mögliche Abwehr. Aber kommen Sie nicht ein wenig herein? Ich habe natürlich meine Freunde sofort zu Ihrun geschickt; der Landrath ist, optimistisch wie immer, der Hoffnung, den Geheimrath zur Abbitte zu bestimmen, aber eher könnte er Berge versetzen! Doktor von Deim — unser jüngster Rechtsanwält — will im andern Falle mein Schuldant sein. Trinken wir inzwischen noch eine Flasche!“

„Danke, nein, Herr Winzel! Ich fühle, daß ich genug habe und aufgeregt, wie ich bin, lasse ich's lieber heute sein!“ wehrte Trautmann den schon zur Klingel Tretenen.

„Aufgeregt von dem Streit Fremder?“ fragte mit einem unendlich lebenswüthigen Ausdruck Winzel, vor ihn hinstretend und ihm in die Augen blickend.

Dann slog eine Wolke über sein eben noch lächelndes Gesicht.

„Das ist ja ein gefährlicher Reichthum, den ich da in Ihrem Herzen entbede! Ich war auch einmal so, nahm immer gleich Partei für die Unterdrückten und verdarb mein ganzes Leben damit.“

Er sah plötzlich düster vor sich hin, ein herber Zug um seinen Mund vertiefte sich.

Für die Redaction verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Gendel in Halle a. d. S.



„Wer kann wider seine Natur! Es hat mir diese gefährliche Neigung, Partei zu ergreifen, schon als Knabe manche Tracht Krügel eingetragen,“ scherzte Trautmann.

„Und treue Freunde gewonnen?“ fragte Witzel mit warmem Aufsehen der Augen.

„Auch diese,“ sagte Trautmann, aber wie ein Schreden fuhr flüchtig der Gedanke an Frau Erdmanns Worte durch seinen Sinn: „Er soll schon den Strick um den Hals gehabt haben.“

Unwillkürlich mochte diese plötzliche Empfindung über sein Gesicht gegossen sein, er sah Witzels Augen sich erkaunten öffnen; da aber draußen die Stimme des Landraths von der Aichel hörbar wurde, wandte er sich der Thüre zu. Trautmann griff eilig nach seinem Hut.

„Weiben Sie doch, Herr Affessor,“ sagte Witzel. „Als! Da sind Sie ja noch!“ rief auch der Landrath ihm zu, so bald er ihn sah: „Es ist recht, daß Sie sich sofort um unsere Interessen einzuziehen lassen, unsere alten Herren denken an ihre Familien, wir jungen, ledigen sparen uns das noch.“

„Und Truhn?“ fragte Witzel, sich an den jungen Rechtsanwalt wendend, den der Landrath Trautmann unter dem Namen von Oheim vorstellte.

„Der Herr Geheimrath verweigert jede Gemüthung.“ „Unter welchem Vorwande?“ fragte Witzel mit vornehmbarer Erregung zuckenden Lippen.

Der Landrath und der Rechtsanwalt saßen sich zögernd an, dann unwillkürlich beide zugleich auf Trautmann.

„Sagen Sie alles, der Herr Affessor hat sich unaufgefordert zu mir gestellt, und ich sehe nicht ein, warum wir aus der Sache ein Geheimniß machen sollten!“ sagte Witzel, sich dantesch vor diesem verneigend.

„Ganz recht! Truhn behauptet, er habe aus zuverlässiger Quelle erfahren, daß Sie mit einem Kunstler identisch seien, der in Prag vor einer Reihe von Jahren viel von sich reden gemacht.“

„Also doch!“ Witzel sagte das nicht, aber man sah ihm den Gedanken an.

„Er fordert natürlich nur Ihre Erklärung auf Ehrenwort, daß Sie dies nicht gemeint sind,“ sagte der Landrath hinzu. Witzel richtete sich hoch auf und sah den drei Herren fest in die Augen; dennoch merkte man ihm deutlich an, welchen inneren Kampf es ihn kostete, seine Ruhe zu behaupten.

„Das kann ich nicht! Truhn ist recht berichtet,“ sagte er. Keiner der Herren hatte diesen Anspruch erwartet, ihre Betroffenheit war unverkennbar, am meisten die des Landraths, der aus einer alten und sehr vornehmen Familie stammte und hohen Werth auf seine Perle gesetzt.

Weber er noch der Rechtsanwalt wussten im ersten Moment das passende Wort zu finden.

Endlich unterbrach er das schon peinlich werdende Schweigen mit der Frage:

„Und was beschließen Sie jetzt, Herr Witzel?“ Früher hatte er einfach Witzel gefragt; sein Ton war nur um eine fast unmerkliche Nuance verändert, doch dem seinen Ohr des ehemaligen Kunstreters entging beides nicht.

„Ich werde von dem Sohne Gemüthung verlangen!“ sagte er mit einer heißen Röthe jorziger Fein auf der Stirn. Der Landrath sah befangen darem.

„Doktor von Truhn ist Offizier; er müßte zuvor die in zweifelhaften Fällen erforderliche Entscheidung eines Ehrengerichts einholen.“

„Gut, so mag er das thun! Ich werde mich auf Sie, meine Herren, berufen.“

Der Landrath schweig; er war ganz blaß und die Unsicherheit, die ihn plötzlich völlig beherrschte, war zu unerkennbar, um nicht gerade von Witzel zuerst verstanden zu werden.

Flüchtig flog ein humoristisches Lachen über dessen eben noch so düstere Gesicht, er hielt in seinem Gange durch das Zimmer dicht vor dem Landrath an, und wenn je ein Mann durch sein Aeußeres und seinen geistigen Ausdruck vornehm erschien, so war er es in diesem Augenblick.

„Ich habe wirklich im Circus geritten, Herr von der Aichel, es ist wahr und thut mir leid um alle meine Freunde! Wie ich dahin geriet, kann ich Ihnen nicht sagen. — Männer Ihrer Art, meine Herren,“ wandte er sich dann zugleich achungsvoll und ernst auch an die beiden anderen, „müssen im Stande sein, ihr Verdikt über die Vornehmheit eines Menschen nicht nur aus einem vereinzelten äußerlichen Punkte, sondern aus seinem eigensten Wesen heraus zu begründen, und so bitte ich Sie also, mir zu meinem Recht verbleiben zu wollen.“

„Gewiß! Zweifelsohne! Wir werden unser Möglichstes thun,“ murmelte der Landrath in quälender Verlegenheit.

„Und nun also für heute gute Nacht; — ich werde für jede Mittheilung in dieser Sache die nächsten Tage zu Hause zu treffen sein. Empfangen Sie einwilligen meinen Dank.“

Ohne einem der drei Zurückbleibenden die Hand zu bieten, verneigte er sich mit derselben vornehmen Ruhe und Verbindlichkeit, die immer sein Wesen kennzeichnete, niemals zuvor aber so überzeugend zu Tage getreten war, und wandte sich zur Thür.

„Gestatten Sie!“ hatte Trautmann, ohne sich einen Moment zu bekümmern, gesagt, und ihm die Hand geboten.

Ein seltsam leuchtender Blick Witzels traf ihn; es lag etwas darin, wie in den Augen eines Menschen, der einen Schlag erlitten.

„Na — und Sie wollen uns doch wohl auch die Hand geben?“ Der Doktor von Oheim hatte sich schnell besonnen. Auch der Landrath bot Witzel die Hand; er lächelte und grüßte, denn es war ihm eingefallen, daß er doch seinen „Freund“ Witzel, bei dem er in dem Jahre, welches er in seiner jetzigen Stellung hier zugebracht, manches gute Glas Wein getrunken hatte, nicht so ohne weiteres fallen lassen könne.

„Schon um meiner selbst willen!“ sagte er sich.

Sie begleiteten dann alle drei Witzel an dem Wagen, und als derselbe abgefahren war, saßen sich Oheim und Trautmann überrascht an, denn der Landrath rief ihnen mit dem Tone eines Menschen, der allein sein will, flüchtig „Gute Nacht, meine Herren!“ zu und verschwand.

„Ich bringe Sie nach Ihrem Hause, Herr Affessor,“ sagte der junge Rechtsanwalt, als Trautmann nach der Richtung fragte, überzeugt, das Haus, der Kirche und dem alten Begräbnißplatze gegenüber, dann wieder zu finden.

Trautmann nahm das freundliche Anerbieten an.

(Fortf. folgt.)

nennen liebten, vorübergehen mußten, hatten alles Interesse verloren, sich die gelassenen Fensterläden und den verwiderten Garten immer wieder zu betrachten, nur zuweilen zur Hofzeit streifte ich wohl eine Hand über die Gitter, welche das ganze Seemweilen umschloßen, um nach den herrlichen Metertrollen zu greifen, die in von Jahr zu Jahr verärrter Fülle und Bracht sich an Hause hinaufstauten und auch an einzelnen Stellen mit ihren zarten Fingern in die Verzierungen des eisernen Gitters greifen hatten, um zur Zeit der Summation ihre Wäutchen an das kalte Metall zu drücken.

In diesem Jahre war schon im März als Winterquart abgelaufen, über dem jungen Grün der Winteraast trüffelten die Kränze und wo am Wege und am Waldesraume die Märzsonne kräftig hinflehen konnte, dufteten blaue Weiden ihr süß entgegen. Und als die Bewohner der Stadt hinauszuogen, um im Wald die ersten Leberblüthen zu pflücken, da haben sie mit Bewunderung, daß die Fenster in den Malerhäuschen gepußt wurden und Scherzereien in die Gassen hineinführten; wenige Tage später hielten Malerwagen vor dem Hause, Auswärts wurde hineingetragen und die letzten Spaziergänger haben sich schimmer durch die Fensterläden fallen, das Malerhäuschen hatte einen neuen Mieter; ein deutscher Maler wohnte darin und sein Weib dazu, und man konnte am nächsten Morgen eine feine, weiße Hand bemerken, die den Vögeln, die gar nicht sehen thäten, Jutier vor's Fenster freute.

Nach und nach konnten die neuerigerten Kleinblätter denn auch Vermuthungen darüber anstellen, wie weit die neuen Bewohner des Malerhäuschens dazu beitragen würden, den Ruf desselben entweber weiter zu verächtlichen oder wieder herzustellen. Man sah zuweilen den deutschen Maler mit nachlässig in den Taschen seiner Westkledier verfertigten Händen auf den alten Malerblättern des verwiderten Gartens emhergehen, um nach Weiden zu suchen, deren Aultinden er nie verfehle seiner Frau durch ein lautes Hallo mitzuthellen, damit dieselbe herbeikam, um sie zu pflücken, da die lange Gestalt des hageren Mannes nicht recht geeignet zu diesem Vüden zu sein schien. War nun das Gesicht des Mannes ein viel zu rubiges, um dabei an die zehrende Eifersucht des weichen Malers aus alter Zeit denken zu können, so war ebenfalls der Ausdruck seiner Augen ein viel zu offener und gemüthlicher, um anzunehmen zu dürfen, daß er wie sein deutscher Vorgänger über seiner Malerei die Welt losst betrüben und sich sein Weib verlorben lassen würde. Die klaren grauen Augen, der starke Schnurbart unter der ischergebogenen Nase und der hylpe Stneelbart gaben ihm etwas Keckes und freundschaftlich-freies, und seine Bewegungen waren nicht die eines Träumers, sondern eines begählig in süßer Ruhe sich Ergöhenden, der gleichwohl alles um sich her beachtet.

Noch mehr aber als das Aeußere des Malers war es die Erscheinung seines Weibes, welches jeden Gedanken an die Wieberholung der dem Häuschen anhängenden Ueberlieferung fernhielt. Des Malers Frau war weder jung noch schön, sie machte die Dreifähig wohl schon überstritten haben, die erste Frische war gewiß schon lange von ihren Wangen geschieden, und vielleicht nicht allein durch den Lauf der Jahre, wenigstens hatten auch die blauen Augen etwas von dem stillen Glanze, den verhoffene Tränen in den Augen zurückzulassen pflegen, und auf dem feinen Gesicht lag nur ein schwacher Schimmer von Noth, als wenn es sich nicht recht traute hervorzutreten und von Glück zu erzählen. Und doch war sicher von Glück zu berichten. Wenn Frau Gertrud auf das Hallo ihres Gatten berietete, wie sie entbeden Weiden zu pflücken, und dankend zu dem hageren Manne aufschau, wenn sie ihm im Dämmerlichte göttlich in seinen umschlingenden Arm schmiegte und seine schön gefornete Hand schmeichelnd an ihre Wangen legte, dann war viel Glück auf dem Gesichte beider zu lesen.

Die Weiden auf den Malerblättern des Gartens waren abgeblüht, an den Büschen neben der Laube färbten sich die lila Blüthen des Nüdenz, an den Metertrollen waren überall Wäutler hervorgequollen und viel Knösphchen waren schon zu entdecken, und von den Pfläukamen Knösphchen der Wäutler schaute auf den spärigen Malern. Ein recht herrliches Nüdenz hatte Haus und Garten unter Frau Gertruds Hand erhalten, Ordnung und Zierlichkeit hatten sich der wilden Stätten bemächtigt, und das Malerhäuschen war jetzt in seinem Gartenstunde so lieblich anzusehen, daß kein Vorübergehender verjaunte, hineinzu schauen, wenn er vorbeikam.

Im Ständchen käumte man das morgende Stimmföhrtstfell ein, der Wind rug die Wäutlerflänge durch die stille Abendluft. In der kleinen Laube des Gartens sah die Frau des Malers und hielt einen geöffnerten Brief nachlässig in der Hand und auf ihrem sonst so rubigen Gesichte lag ein Ausdruck von Verlegenheit und Besorgniß. Zuweilen hob sie den Kopf und blickte auf den Weg hin, auf welchem ihr Mann von seinem Spazierwege heimkehren würde. Als sie dann den Erwarteten entdeckte, stand sie auf, um ihm das Gitter des Gartens zu öffnen; er sah sie freundlich an. „Du hättest mitgehen sollen,“ sagte er bezüglich, „es war zu schön im Walde.“

Er nahm den Hut ab und streich sich die vollen Haare von der hohen Stirn, dann schlang er im Weierischnreiten seinen Arm um

Frau Gertrud, griff in die Tasche eines Aufstecktasches und schälte seltene die zarten Wäutlerblätter über ihren Kopf, er bog sich etwas vermübert zu ihr nieder, als sie so summen neben ihm blieb. Dann sah er den Brief in ihrer Hand. „Von wem ist der Brief?“ fragte er.

Gertrud schälte etwas schmerzlich. „Von Odtille von Oden,“ sagte sie zögernd, „und ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.“

Arnold Struhner hielt vor der kleinen Laube an. „Was vor,“ bat er lautmäßig. Sie setzten sich und Frau Gertrud las:

Hannover, den 4. Mai 18... Liebe Gertrud! Wenn die Versicherungen Deiner Dankbarkeit gegen mich aufrichtig waren, so muß dieser Brief Dir Freude machen, denn ich habe eine Bitte an Dich. Nach einem Winter, den ich nur in dem Bemühen verbracht habe, Elisabeths Jugend gerecht zu werden, sehe ich mich genöhigt, das Mädchen von hier fortzuschicken. Ich will Dir ohne lange Vorrede die Gründe hierfür mittheilen, ich halte Dich für zu vernünftig, um befürchten zu müssen, daß Du durch meine Dir bekannte Offenheit in diesem Briefe verletzt werden könntest, aber mir tonst nicht völlig bestimmben dürftest. Du weißt, daß Elisabeth noch als ein halbes Kind von ihrem Großvater bei dessen Tode als die Erbin eines sehr beträchtlichen Vermögens bedacht wurde, welches ihr von dem Tage an, da sie achtzehn Jahre alt sein würde, zur vollständigen, freien Verfügung überlassen werden sollte. Es hätte jedoch die Kammer an dieser Erblassung, daß Elisabeth keine andere Ehe schließen dürfte, als mit einem Offizier, wenn sie im Genuß des Vermögens bleiben sollte. Dieses Erbe, welches mir seiner Zeit bei meiner eigenen, mich sehr wenig bedrückenden Vermögenslage als ein großes Glück für Elisabeth erschienen wäre, hat sich doch in mancher Weise für dieselbe verhängnisvoll erwiesen. Seit dem Tode, wo ich meine Tochter zum ersten male im gefelligen Leben zeigte, ist kaum ein Vierteljahr vergangen, in welchem das Mädchen nicht einen Verträghsantrag erhalten hat; eine zeitlang lebte ich in dem verzehrenden Wahn und berüchte auch Elisabeth daran glauben zu machen, daß die natürliche Art ihres Benehmens und der Preis ihrer Erziehung die Veranlassung für diese Anträge gegeben hätte, allein der letzte Winter hat Elisabeth leider in der Annahme ganz anders gelehrt, daß man zu allen diesen Verträghsanträgen königlich durch den Ruf von Elisabeths Reichthum verleitet wurde. Ich weiß, daß sie in mehreren Fällen ihren Verwerber unrecht geahnt hat, aber Elisabeth ist einmal auf's Aeußerste durch unheimliche Erfahrungen gereizt und weiß jeden Antrag ohne jede Erwägung aus Grundabst zurück.

Nun hat in den letzten Wochen der Saison, welche Elisabeth bis zur Abspannung in Lang und sonstigen aufregenden Vergnügungen genossen hat, ein hier gollitrender Malerwärtel einen ganz abgemessenen Eindruck auf das Mädchen gemacht. Ein niedriger Jutill hat Elisabeth an mehreren Abenden mit diesem Malerwärtel zusammengeführt, er hat sich eider viel mit Elisabeth beschäftigt, mit ihr wohlgerne in allen Lokalen geschwärmt und ihre Platonische Erregt, um schließlich nicht um ihre Hand anzuhalten. Nach ihren Erfahrungen, die besonders in letzter Zeit recht verlegend auf Elisabeth einwirket haben mögen, war das vielleicht schon genügend, um nicht nur diesen Jutill, sondern mit ihm die ganze Junst der Künstler von der Verdammtis der Mäunervelt auszuschließen, kurz, Elisabeth schwärmt selbst von den Gemüthern der edlen Künstler, von dem Glück, das es gehören müßte, die Genossin eines so edlen Mannes zu sein, dieses von dem Glend der Verrechnung im Leben unberührt über Eternen wandeln und so ins Unendliche weiter. Nach all diesem Gelegten wird es Dir klar sein, wohnt meine Bitte gilt. Du sollst Elisabeth für einige Zeit in Dein Haus nehmen, sie soll ein Künstlerweibchen aus nächster Nähe kennen lernen. Ich kenne Deinen Mann wenig, er mag ein sehr guter Mann sein, aber schon ist er mir nicht erschienen, Elisabeth wird in seinem Gesichte wenig von dem weidlich regelmäßigen Hagen des Kunstjägers wiederfinden, dem sie ihre Unerb hier verbannt; Dein Arnold mag auch ein sehr tüchtiger malender Mann sein, aber in keinem ewig grauen Landtschäftsbüchern, die er zum Broderneß macht, wird Elisabeth ebensoviele Poetie finden können, als in der Bescheidenheit des Schöpfers derselben, und schließlich wird die bei Euch herrschende Einsidrtung, zu welcher Euer Haushalt genöhigt ist, Elisabeth recht unangenehm den Unterschied von „einer Gütte und ein Verz“ gegenüber dem bequemen Leben mit gewöhnlicher Vörie klarlegen. Hier sollt mir so recht als Unerträglichungsmittel dienen und daher bitte ich, leht gerade so weiter, wie Ihr es bisher gewohnt seid. Wenn Du, wie ich hoffe, meine Bitte mittheilt, so sende ich Elisabeth schon in wenigen Tagen, und wenn der Aufenthalt bei Dir dort nicht, ihr den Kopf von allen überpannenden Sorgen zu reinigen, so find wir, was den Dank antersicht, antit. Du wirst auch thun, Dein Name diesen Brief nicht zu zeigen. Mit Gruß Deine Odtille.

Frau Gertrud schweig, sie ließ den Brief auf ihren Schoß fallen

Im Malerhäuschen.

Erzählung von Marc Boyen. (Frau v. Kamecke.)

Das kleine Haus, welches vor langen, langen Zeiten der weiche Maler sich erbauen ließ, hatte drei Jahre lang leer und unbewohnt gestanden; verschlagen waren die hohen Fenster des großen Gemachs, in welchem der Alte mit den funkelnden Augen seine Heiligendilder gemalt, die trotz ihrer Sellamkeit so sehr begehrt waren und wenn der Alte sich zu einem Verkauf entschließen konnte, reich in alle Welt gingen. Man schätzte sie um der eigenartigen Schönheit der Weiberköpfe darauf, die alleamt die Bänge trugen, welche das junge Weib des Malers befestigen haben sollte, das, wie man sagte, in der Blüthe ihrer Jugend dahingewelt war, zertritten durch die grausame Effertheit des Gatten. Selbst noch in jungen Jahren stehend, als er sein Weib verlor, verzehrte sich der Unglückliche in Reue, bis sein Haar weiß und seine Kraft erschöpft war; dann war er eines Tages verschwunden, sein Haus mit allem, was es enthielt, der Stadt zum Erbe lassend, die Heiligendilder gingen in die Straßen, der Hausrath in die Solpistaler, das Recht zum Vermietten des Hauses blieb der Stadt mit

der Bedingung, die Räume nur an Maler zu vermietten. Diese Jahre waren die Räume leer geblieben, dann hatte ein deutscher Maler wieder in dem großen Gemach mit den hohen Fenstern vor seiner Stoffel gestanden und wenn auch nicht Heiligendilder, so doch allerhand weiche Gemalbilder geschaffen. Auch ein Weib war wieder mit dem Maler ins Haus gezogen und der ältere Mann schien große Freude an seiner reisenden Gemalbin zu haben; doch während er seine Bauenordnen und kunststoffigen Dorfshuben malte und an nichts Reges dachte, entfiel sein junges Weib heimlich mit einem Galan und der Betrogene ging weg, um seine Schande und sein grimmiges Weh zu verbergen, und wieder schaffte man Bilder und Hausrath aus dem Hause, wieder stand es jahrelang unbewohnt, und in dem kleinen Garten, der es umgab, nisteten die Vögelin und wucherte das Unkraut ungestört wie vordem.

Die Bewohner des Städtchens, die bei ihren Spaziergängen nach dem nahen Walde an dem Malerhäuschen, wie sie es zu

